

Alltagsleben

Werde ich am Flughafen auch wirklich von Prof. Wang abgeholt? Was passiert, wenn er nicht da ist? Ich hatte von einem früheren Besuch seine Visitenkarte mit der Uni-Adresse – die könnte ich dem Taxifahrer zeigen und dann dort aufkreuzen. Ohne das Kärtchen wäre ich aufgeschmissen, denn erklären kann ich nichts. Taxifahrer verstehen nur ganz ausnahmsweise Englisch. Ich bin also in China nicht nur Analphabeth, sondern ein ausländischer Analphabeth, der nicht nur nicht lesen, sondern sich auch nicht mündlich verständigen kann.

Doch mein Gastgeber ist da und empfängt mich in bestem Deutsch. Im Nebenberuf ist er Chefdolmetscher, auch bei politisch wichtigen Gesprächen. Er hat sogar die deutsche Umgangssprache drauf. Das schafft Kontakt zu den Gesprächspartnern. Nächstes Wochenende – so erzählt er mir - ist Helmut Kohl zu einem Wirtschaftsforum da. Er kennt ihn aus Kanzler-Zeiten, wo man sich offensichtlich auch mal außerhalb der Dolmetscherkabine traf.

Wir fahren mit seinem komfortablen Auto zur Bei Wai und sind am späteren Nachmittag gegen fünf an Ort und Stelle. Auf dem Campus bekomme ich in einem „Experten-Wohnheim“ eine Dreizimmer-Wohnung, wo man in mehreren großen Betten eine ganze Familie unterbringen könnte. Ein Fernseher steht da; man bekommt die Deutsche Welle, das englische Programm des chinesischen Fernsehens, CNN, das französische TV 5 und das russische RTR. Das alles können auch die Studenten in ihren Wohnheimen sehen. Am nächsten Tag um 10 Uhr soll ich in sein Büro kommen, da würde er mir meine „Sekretärin“ vorstellen. Eine Promotionsstudentin mit guten Deutsch-Kenntnissen.

Auf dem Campus gibt's verschiedene kleine Geschäfte, die auch am Samstagabend und am Sonntag geöffnet haben. Das sei in China immer so. Man kann sich aus den Regalen bedienen. Es gibt alle möglichen Süßigkeiten, Waschpulver, große Wasserkannen, Tee, aber keinen Kaffee, den ich eigentlich suche. Obst gibt's im Laden nebenan. Ich bediene mich bei den blauen Weintrauben und werde auf Chinesisch angesprochen. „Wo shi deguo-ren“ bringe ich raus, „Ich bin Deutscher“, was wörtlich eigentlich „Ich bin Deutschland-Mensch“ bedeutet. So hab ich mir's nach meinem „Kauderwelsch“-Sprachführer zu Hause eingepägt. Die Verkäuferin lächelt freundlich, nennt einen Preis, den ich nicht verstehe. Sie schreibt die Zahl 15 auf, und sagt etwas, das ganz anders klingt als das „shi-wu“ in meinem Sprachführer.

Doch zum Glück sind ja die arabischen Zahlen auch in China gebräuchlich, und ich bezahle. Sie grinst und sagt „bye-bye“. Es hat zwar viele Ausländer hier auf dem Campus, aber das sind fast nur Sinologen oder andere Kenner, die sich verständigen können. Zum Frühstück gibt's halt zunächst nur den mitgebrachten Nescafe.

Meine „Sekretärin“ heißt Yuhan (was man wie „Ühahn“ ausspricht), ist 23 Jahre alt und spricht prima Deutsch, obwohl sie bisher immer nur in China war. Sie stammt aus der Gegend von Nanjing, aus einer Großstadt mit drei bis vier Millionen Einwohnern, die bei uns niemand kennt. Im Abitur war sie die Zehntbeste in ihrer Stadt. Sie soll mich ein wenig betreuen und dafür sorgen, dass ich im Alltag nicht mehr Probleme als unbedingt nötig habe. Das machen wir dann am Montag Vormittag.

Geld wechseln ist kompliziert, wenn man nicht in einem Hotel wohnt. Man geht zu einer Bank und muss sich zum zuständigen Schalter durchfragen. Dort bekommt man ein Formular, das man ausfüllen muss. Ich sollte dringend meine Pass-Nummer auswendig lernen, denn sie examinieren den Pass, solange ich das Formular ausfülle und sie in einer bestimmten Rubrik eintragen muss. Dasselbe anschließend bei der Quittung. Ohne meine Begleiterin müsste ich vermutlich unverrichteter Dinge wieder abziehen. Der Wechselkurs ist einfach zu handhaben: Ungefähr 10 Yuan gleich ein Euro.

Das nächste Problem betrifft das Handy. Bei Anrufen aus Deutschland muss man auf dem deutschen Handy den ganzen Preis für die Strecke von der deutschen Grenze bis Peking bezahlen. Am Ausgang des Campus steht eine ältere Frau mit einem ziemlich tief ins Gesicht gezogenen Hut. Sie ist die „inoffizielle“ Telefonkartenverkäuferin. Ich erwerbe dank Yuhans Hilfe bei ihr eine SIM-Karte mit einer chinesischen Handynummer. Das ist wie ein neuer Name und der Beginn eines neuen Lebens: Man ist nur noch für Leute erreichbar, denen man die neue Nummer gegeben hat. Alle ändern können ja E-Mails nach Bremen schicken; ich kann da reingucken und gegebenenfalls aus der Ferne antworten. Aber ich muss nicht, und das ist schön.

Auf der Post ist es nicht ganz einfach. Ich muss mich „gleich nach Dienstantritt“ schriftlich per Post beim DAAD melden. Dort will man verständlicherweise wissen, ob der ins Ausland geschickte Mensch auch wirklich angekommen ist. Ich hatte Briefumschläge mit, einen auch schon mit Adresse versehen, aber das ging nicht: Man muss einen dort verkauften Standard-

Briefumschlag benutzen. Na gut. Zukleben kann man ihn nur in der Weise, dass man in einer anderen Ecke des Postraums eine „Klebmaschine“ findet, mit der man den Brief verschließt. Die Briefmarken sind dann wie bei uns, man klebt sie auf und bezahlt. Ein bißchen umständlich. Auf andern Postämtern sei es anders, höre ich immer wieder, wenn ich später die Geschichte erzähle.

Ich brauche einen Ausweis, um in der Mensa und im Uni-Restaurant essen zu können. So hat mir´s meine Begleiterin gesagt. Wir gehen in ein Gebäude und fragen uns zum „Office for foreign experts“ durch. Dort sind sie freundlich und wollen erst mal ein Passbild. Zum Glück habe ich eins dabei, wo ich allerdings aussehe wie ein Waldschratt, aber das macht nichts aus. Ohne Ausweis ist man halt kein Mensch – so kann man´s schon in den „Flüchtlingsgesprächen“ von Bertolt Brecht nachlesen. Nach einer Viertelstunde ist das Ding fertig, doch ich heiße „Ulrich Kautz“. Macht ja eigentlich nichts, denn wer wird in der Mensa schon fragen, wie ich heiße, aber wenn der arme Kautz kommt, wird er keinen Ausweis mehr erhalten. Also erhebe ich Gegenvorstellungen. Sie sehen ein, dass ich ersichtlich anders heiße, und ein neuer Ausweis wird hergestellt. Allerdings bleibt das Geburtsdatum; so bin ich Jahrgang 46 statt Jahrgang 39, was ja eigentlich ganz schön ist. Anschließend stellt sich raus, dass ich den Ausweis nur brauche wie bei uns einen Personalausweis; das Essen in Mensa und Restaurant hängt überhaupt nicht davon ab. Dafür braucht man einen extra Mensa-Ausweis. In der Mensa sei es aber immer so voll, das sei eigentlich nichts für mich – meinte Yuhan, meine Begleiterin. Und im Restaurant könne man einfach bar bezahlen, eine Personenkontrolle gebe es nicht. Wahrscheinlich stellen sie erst die Verbindung zum Essen her, damit keine von den individualistischen Langnasen sagt „Ich brauche das Ding doch gar nicht“. Die Chinesen sind gute Psychologen, ist meine Arbeitshypothese. Und mir fällt natürlich wieder die Geschichte mit den US-Kriegsgefangenen im Korea-Krieg ein.

Yuhan lebt im Studentenheim mit zwei Studentinnen zusammen in einem Zimmer. Unten der Schreibtisch, an der Wand das Bücherregal, darüber das Bett, daneben ein kleiner Schrank. So haust also die künftige Elite Chinas, denn die Bei Wai hat einen exzellenten Ruf; dort werden nicht nur künftige Dolmetscher sondern auch Diplomaten ausgebildet. Irgendwie kann´s da nur aufwärts gehen. Frauen machen ungefähr 80 % der Studierenden aus. Männerbesuch bei den Studentinnen ist nicht erlaubt, umgekehrt dürfen sie auch nicht ins Männerwohnheim rein. Zu mir darf sie allerdings kommen, tagsüber, versteht sich, das ist ja so was wie eine offizielle Mission. Allerdings muss sie sich am Empfang ausweisen.

Yuhan ist 23 und will natürlich mal heiraten. Sie redet ganz offen darüber Der Ehemann muss größer sein als die Frau, das ein absolutes „Muss“. Weil sie 1.74 m groß ist, schafft das bei der Durchschnittsgröße der Chinesen Probleme. Doch ihre Mutter schickt ihr ein SMS – aus derselben Stadt gibt es da einen jungen Mann, der ist 1.82 m groß, das wäre schon mal richtig. Auch wenn er nur 1,80 m ist, würde das genügen. Er arbeitet im Außenhandelsministerium, und auch das ist gut: Der Mann muss nämlich mehr verdienen als die Frau, sonst kommt die Ehe in Unordnung. Wie es halt so geschieht, kommt am nächsten Tag ein SMS von dem fraglichen Menschen und sie schickt eines zurück. Eine Viertelstunde hätten sie telefoniert, erzählt sie mir später. Vielleicht würde man sich am Wochenende treffen. Das sei sicher für beide ein bisschen schwierig, meine ich, aber sie will nicht weiter über die Sache reden. Vielleicht ist es auch nur eine schöne Geschichte, damit sie nicht das nächste Wochenende damit verbringen muss, mir Beijing zu zeigen. Man übt zwar Deutsch, aber irgendwie kann es einem ja auch auf die Nerven fallen, zum 25. Mal den Himmelstempel zu besuchen und die wichtigsten Dinge so einem älteren Professor zu erzählen. Die knappe Freizeit lässt sich angenehmer verbringen.

Am Dienstag habe ich meine ersten Erfahrungen mit den Hochschullehrerkollegen, doch dazu später. Das „praktische Leben“ bringt am Mittwoch eine kleine Überraschung. Ich warte um die Mittagszeit auf den Fahrer der Ebert-Stiftung, die ich inzwischen kontaktiert hatte. Auf Englisch werde ich von einem Chinesen angesprochen. Ob ich gerne mal an Werbephotos mitwirken würde? Hätte ich noch nie gemacht, meinte ich. Doch, sagt er, das ginge gut in meiner Freizeit, ich könne ohne weiteres als „doctor“ oder als „priest“ durchgehen, das verspreche Glaubwürdigkeit. Ich habe meine hiesige Telefonnummer nicht im Kopf und gebe ihm meine Bremer Mail-Anschrift. Er macht noch ein Photo und will es mir mit seiner Mail schicken. Mal sehen, was daraus wird. In der Ebert-Stiftung meinen sie, das komme vor, jedenfalls sei es besser als wenn man sich plötzlich in einem Schaufenster wiederfinde. Nur weiß ich nicht so recht, wo ich da landen würde.

Samstagabend gehe ich mit Yuhan zum Abendessen in ein Restaurant, wo Essen aus der Provinz Hubei angeboten wird. Ganz schön scharf. Das Restaurant ist ein Geheimtipp, liegt im Keller, schwer zu finden. Nur Chinesen sind da, helle Holztische und Holzstühle, auch eine vielleicht zehn Meter lange Bank und ein entsprechender Tisch, beides erinnert an eine Kantine. Die große Inschrift an der Wand lasse ich mir übersetzen: „Mit viel konzentrierter

Arbeit erreichen wir einen bescheidenen Wohlstand“. Ironie oder Ernst? Ich kriege es nicht so ohne weiteres raus, denn Yuhan geht nicht auf meine Bemerkung ein, es gebe doch auch viele Leute mit einem alles andere als bescheidenen Wohlstand. Das Publikum ist sicher nicht aus der Oberschicht, besteht auch nicht unbedingt aus Studenten. Der Preis für zwei Personen für Schweinefleisch, Rindfleisch, Bambus-Gemüse, Reis, Saft und Mineralwasser mit umgerechnet rund 8 Euro für unsere Verhältnisse ziemlich bescheiden. Treffpunkt einfacher Parteimitglieder? Ich weiß es nicht, aber der Spruch scheint eher ernst gemeint, zumal er von Deng Xiao Ping stammt.

In der folgenden Woche treffe ich Yuhan erst am Mittwoch Abend in meiner Veranstaltung für die Magister-Studenten. Am Ende erzählt sie mir, der Junge sei nur 1,80, aber das mache nichts. Man habe sich getroffen, aber während der „Goldenen Woche“, wo alle Welt unterwegs ist und niemand arbeitet, ist er irgendwo in der Provinz Setschuan. Sie fährt deshalb zu ihrer Familie, zumal dieses Jahr nicht nur der Nationalfeiertag, sondern auch das Mondfest in die erste Oktoberwoche fällt. Da versammelt sich die ganze Großfamilie.

Am Donnerstag Vormittag habe ich meine erste Chinesisch-Stunde. Es darf niemand aus der Deutsch-Abteilung sein, sonst könnte es Probleme geben: Der begriffsstutzige „Schüler“ würde vielleicht bei der Benotung Rache nehmen. Also bekomme ich eine Studentin aus der Englisch-Abteilung, was natürlich den Nachteil hat, da sie kein Deutsch kann und ich immer nur die englischen Übersetzungen von chinesischen Wörtern bekomme. Frau Chen hat wie Yuhan exzellente Noten gemacht und bereitet jetzt ihren Magister vor. Über die Beschwerlichkeiten des Chinesisch-Lernens ist noch an späterer Stelle die Rede.

Nachmittags spricht mich auf dem Campus eine Studentin aus dem vierten Jahrgang an. Sie war schon am Ende der Lehrveranstaltung mit andern nach vorne gekommen; irgendwie fällt sie einem auf. Sie lädt mich zu einem Kaffee ein, ungewöhnlich, aber warum nicht. Sie spricht sehr gut Deutsch, aber nach einer halben Stunde schwenkt sie auf ein fast akzentfreies Französisch um. Ihr Vater ist der Vizerektor der Universität Qingdao und Literaturwissenschaftler. Qingdao war mal unter dem Namen „Tsingtao“ deutsche Kolonie, doch ist aus der damaligen Zeit nur das in ganz China bekannte Bier geblieben.

Die Studentin war mal sechs Wochen in Düsseldorf, hat dort aber bei einer Übersiedler-Familie aus Polen gewohnt; „die sprachen gar kein gutes Deutsch“. Ich erzähle ihr, dass ich

manchmal in Bremen in ein China-Restaurant gehe. Dort feiern im ersten Stock Abends die „Rußlanddeutschen“, und ich bekomme ein Gratis-Konzert der von mir (ernsthaft geschätzten) russischen Volksmusik. Die Integrationsprobleme sind ihr gut verständlich zu machen.

Irgendwie kommen wir auf die komplizierten europäischen Satzkonstruktionen, die im Chinesischen keine Entsprechung haben. In der Wissenschaft würde aber genauso geschrieben, so dass man den ausländischen Ursprung gleich bemerke. Ob eigentlich Mao auch so geschrieben habe, will ich wissen. Sie kennt nur seine Gedichte, nicht seine politischen Schriften. Ob er wirklich im Westen populär gewesen sei? Das verstehe sie nicht so recht. Ich meine, vielleicht sei es gerade seine relativ untheoretische Art gewesen, die viele angezogen habe, die „rote Bibel“ mit ihren vielen konkreten Handlungsanleitungen. Und er hatte er ja auch eine Schrift „Wider die Buchgläubigkeit“ verfasst. Der zweite Grund sei wohl die Hoffnung auf eine andere und bessere Gesellschaft gewesen; da habe Mao den Vorzug gehabt, viele praktische Schritte unternommen zu haben. Die maoistischen Organisationen seien aber sehr intolerant gewesen und hätten jeden ausgegrenzt, der nicht zu 100 % ihre Auffassung vertreten habe. Das habe zu ihrem Niedergang entscheidend beigetragen.

Manchmal seien Menschen auch nur eine Identifikationsfigur, ohne dass man sich mit ihren Werken näher befasse. Ich erzähle ihr ein wenig von Perón aus Argentinien, aus dessen Werken man fast Beliebiges herauslesen kann, und der als Person noch heute verehrt wird. „Er hat uns unsere Würde gegeben“ sagte mir mal ein Argentinier. In seiner Regierungszeit, d. h. von 1946 bis 1955 war das Land wohlhabend und geachtet. Ich hab´s in meiner kleinen Welt mal nachvollzogen, als ich die Universitätsbibliothek in Buenos Aires besuchte: Eine hervorragende Ausstattung mit deutschen Büchern – aber nur bis 1955, dann wurde nichts mehr angeschafft, dann kam der Bruch. Mir fiel dann noch eine Demo in Mexico City ein, in die ich vor zwei Jahren mal geraten war: Es ging um einen Protest gegen Privatisierung, aber das war nicht der eigentliche Punkt. Auf den vielen roten Fahnen waren auch Porträts von Stalin, Mao und Enver Hodscha zu finden, und ein Redner hat neben Marx, Engels und Lenin auch sie als mutige Kämpfer gerühmt. Übrigens in einer höchst freudigen Stimmung, nicht nur die Redner, auch vielen Teilnehmern machte das Ganze ersichtlich Spass. Sie hatten bestimmt kaum was von den fraglichen Personen gelesen, aber diese waren eben Identifikationsfiguren, Symbole.

Irgendwie fand sie das höchst spannend, und wir beschlossen, uns mal zum Abendessen zu treffen. Sie war sicher nicht besonders politisch engagiert, aber sie verstand Strukturen.

Einige Tage später gehe ich mit meiner Chinesisch-Lehrerin Abendessen. „Als ich noch jung war“ sagt sie mal, und ich grinse und will wissen, wie alt sie heute ist. 22 Jahre, mit 18 an die Uni gekommen, nach 4 Jahren graduiert, nun im Magisterstudium, Berufsziel Hochschullehrerin. Sie akzeptiert irgendwie die strengen Regeln im Campus – an andern Unis könnten zwar die Jungen auch nicht zu den Mädchen, wohl aber sind Besuche bei den Jungen möglich. Das ist hier anders.

Was zwei machen, wenn sie sich ineinander verlieben? Man geht in ein Hotel oder zu Bekannten. Das merken dann nur die Zimmergenossinnen und die verpetzen einen nicht. Einmal sei es passiert, dass ein Junge mit Damenbesuch von außerhalb der Uni überrascht wurde, der habe nicht weiter studieren dürfen. In ihrem eigenen Zimmer sei noch nie eine die ganze Nacht fortgewesen, vielleicht liege dies daran, dass sie alle so viel studieren würden.

Die Prostitution sei verboten, aber sie existiere natürlich trotzdem. Da gebe es sog. Schönheitssalons, wo das Geschäft blühe. Neben der Uni ist auch einer, aber sie meint, das sei ein echter; bei dem Frauenüberschuss von 80 % unter den Studierenden seien die geschäftlichen Aussichten mager. Es gebe ein Rotlichtviertel, wo allerdings die Polizei hin und wieder Razzia mache. Da hätten sie mal einen japanischen Studenten von der Uni erwischt, aber sie wisse nicht, was ihm passiert sei. Vermutlich gar nichts. Daneben gebe es reiche Leute, die sich eine Geliebte hielten, ihr eine Wohnung kaufen usw. Ich meine, das sei wohl in Deutschland seltener, aber es kämen ähnliche Dinge vor. Es gibt da einen schönen Fall, den das Landesarbeitsgericht Nürnberg entschieden hat. Der Geschäftsführer hatte eine Sekretärin engagiert, die nie im Betrieb erschienen war, sondern ihn nur auf Reisen begleitet hatte. Plötzlich verstarb er aus Gründen, die für das Urteil ohne Bedeutung waren. Sie blieb zu Hause und bezog weiter ihre Vergütung, die ihr monatlich das Lohnbüro überwies. Erst als man Personal abbauen wollte, entdeckte man die „Karteileiche“ und kündigte ihr. Darauf meinte sie, mit Rücksicht auf ihre mittlerweile dreijährige Betriebszugehörigkeit sei das nicht mehr gerechtfertigt – allerdings ohne Erfolg. Ob es bei den Professoren ihrer Uni auch so inoffizielle Beziehungen gibt, weiß sie es nicht so recht. Es ist ja auch schwierig zu beurteilen, zumal sie vernünftigerweise nie was Böses über ihre Uni sagt.

Die Studentin aus Qingdao ist am Montag Abend im Kurs; wir verabreden uns auf Dienstag zum Abendessen. Sie will deutsch, nicht französisch reden; beim letzten Treffen mit einem Bekannten hätte sie wegen zu viel Französisch Kopfweg bekommen. Ihr Vater ist Literaturwissenschaftler und hat ein Buch über Konfuzius geschrieben. Sie soll es ins Deutsche übersetzen. Er frage jede Woche nach, wie weit sie denn sei. Die Mutter ist auch Professorin an der Uni, für Englisch, und hat das Werk schon übersetzt. Sie frage immer nur indirekt, ob sie auch keine Dummheiten mit Männern mache. Aber eigentlich hätten da ihre Eltern Vertrauen. Sie meint, es wäre schön, wenn sie wirtschaftlich unabhängig wäre. Doch auch wenn sie ein Stipendium hätte oder was verdienen würde, würden sich ihre Eltern genauso intensiv nach ihrem Wohlergehen erkundigen. Doch es geht ihr primär darum, mit ihren 22 Jahren (gestern hatte sie Geburtstag) ihren Eltern nicht immer nur auf dem Geldbeutel zu liegen. Sie will nach dem Examen nach Deutschland und dort Sinologie studieren. Lernziel: Was für ein China-Bild wird dort vermittelt. Außerdem will sie dort mit Dolmetschen und Übersetzungen (endlich!) Geld verdienen, den Doktor machen und dann mal an der Uni bleiben. Viele haben solche Wünsche, aber vielleicht werden ja neue Unis gegründet. Ihre Abschlussarbeit soll über Konfuzius gehen – eine kluge Entscheidung, unabhängig vom Vater, denn Konfuzius erlebt zur Zeit eine Renaissance. Nicht umsonst werden im Ausland „Konfuzius-Institute“ gegründet; das letzte in Hannover. Zunächst hatte sie als Thema „Konfuzius und internationale Beziehungen“; ich frage, ob er denn dazu was geschrieben hätte. Konfuzius sei tot, aber seine Lehre könne man weiterentwickeln, meint sie. was ich gut finde. Sie will das Thema aber nicht weiterverfolgen. Aktueller Plan: Vergleich von zwei Konfuzius-Übersetzungen, die erste stammt von einem Missionar namens Wilhelm in Tsingtao, die andere, die sie noch nicht kennt, ist neueren Datums. In beiden Fällen geht es um das Buch „Gespräche“. Ich kann mir zwar sprachliche Unterschiede vorstellen, aber kommt das China-Bild wirklich in einer Übersetzung zum Ausdruck? Schwer denkbar; vielleicht gibt's aber auch einen Philologen, der sich da mal versucht hat und in dessen Fußstapfen man treten kann.

Während unseres Gesprächs ruft ihr Vater an, ich muss „hallo“ ins Telefon sagen und ich kriege mit, dass sie heute Abend mit einem „falü-laoshi“, einem Rechtslehrer, zusammen sei. Mehr verstehe ich nicht.

Von Politik weiß sie relativ wenig. Irgendwie kommen wir auf die Sowjetunion zu sprechen. Die Leute seien bei meiner Reise dorthin im Jahr 1960 so richtig fröhlich gewesen und hätten einen als Ausländer unheimlich freundlich behandelt, berichte ich von meinen eigenen Jugenderinnerungen. Das sei die Zeit von Nikita Chruschtschow gewesen. Der ist ihr zunächst kein Begriff, Gorbatschow kennt sie. Sie denkt etwas nach, schließlich kommt ihr, das sei der gewesen, der bei der UNO mal seinen Schuh ausgezogen und damit auf den Tisch geklopft habe. So was bleibt halt im kollektiven Gedächtnis der Menschheit. Von Breschnew hat sie nie was gehört, was aber auch keine große Bildungslücke ist.

Ich erzähle von meinen Erlebnissen im Moskauer Hotel Ukraina 1982. Ich war dort als Dozent auf einem Kurs, den die Internationale Arbeitsorganisation für Absolventen der Lumumba-Universität veranstaltete. An einem Samstag-Nachmittag war ich angekommen, und es bedurfte der intensiven Überredungskünste eines russischen Kollegen, damit ich überhaupt im Hotel einchecken konnte. Dann sagte man mir, für die ILO-Menschen sei der erste Tisch links im Speisesaal reserviert; dort könne ich auch morgen das Frühstück bekommen. Doch ich war als Einziger schon da, setzte mich am nächsten Morgen dort hin, aber der Kellner meinte, ich sei keine „delegazia“, sondern nur ein „tschelowjek“, und dafür sei der Tisch nicht reserviert. Also gab's zunächst kein Frühstück. Rubel hatte ich keine, und umwechseln konnte ich nichts, weil ich meinen Pass hatte abgeben müssen und ohne Pass kein Geld. Also versuchte ich's auf der Etagenbar mit Westgeld, aber auf meinem Stock war diese „na remont“, in Reparatur. Im Stock darunter tatsächlich eine Chance, Tee und Brot zu bekommen, aber sie nahmen keine DM. Es sei ja nicht teuer, meinte dann eine ältere Frau hinter der Theke, ich bekomme es umsonst. Da war viel Bürokratie und auch noch ein Stückchen Menschlichkeit. Gute Übersetzer hatten sie an der Lumumba-Universität, aber Lumumba ist meiner Studentin (Miao mit Vornamen) kein Begriff. Ob denn die Chinesen heute genauso fröhlich seien wie die Russen 1960, will sie wissen. Ich finde, das könne man so nicht vergleichen. Die Chinesen empfinde ich eher als ausgeglichen und gelassen. Manchmal laufen aber auch einzelne Individuen recht traurig über den Campus. 1992 sei ich wieder in Moskau gewesen, man hatte gewissermaßen das Lachen halbiert. Auf der Straße traf man nur mürrisch bis finster dreinblickende Leute. Die unsichere Zukunft übertrug sich auf die individuelle Befindlichkeit.

So gegen halb zehn verlassen wir fast als letzte das Restaurant; um 10 ist dort niemand mehr zugange.

Sergio Grassi von der Ebert-Stiftung hat für mich einen Vortrag bei der Pekinger Gewerkschaftshochschule vereinbart. Als Thema hatte ich eigentlich „Partizipation und Produktivität“ gewählt und wollte insbesondere auf die Bedingungen für Innovationen eingehen. Beim Gespräch mit den Veranstaltern ist daraus „Innovation des Arbeitsrechts“ und „Konsultationsarbeitsbeziehungen der europäischen Gewerkschaften“ geworden, beides verbal und inhaltlich ein völliger Unsinn. Wir verständigen uns, dass ich einfach zu Beginn meines Vortrags das Thema nach meinem Geschmack konkretisiere. Ich muss eine Dolmetscherin beschaffen und frage Yuhan. Sie sagt zunächst zu, zumal es 1000 Yuan gibt, aber zwei Tage später teilt sie mir mit, mein Vortrag kollidiere exakt mit dem Termin für ein Referat, das sie in einem Seminar halten muss. Ich muss mich nach jemand anders umschauen; sie will eine Kollegin fragen. Ihr Referatsthema ist die „europäische Identität“. Ich begleite sie zum Wohnheim und erzähle ihr meine eher skeptische Einschätzung zu diesem Phänomen. Zwischen Franzosen und Deutschen gehe das noch so einigermaßen, beide würden sich zu einem gemeinsamen Europa rechnen, aber die Polen und die Tschechen? Angesichts des sich schnell wandelnden Lebens wolle man irgendwo Halt, und das gäbe es leichter in der nationalen Identität. Deshalb sei auch mit dem Verfassungsentwurf kaum ein Blumentopf zu gewinnen (der Ausdruck ist ihr geläufig). In China würden sie aus ähnlichen Gründen Konfuzius wiederbeleben. Was sie selbst zum Thema meint, sagt sie nicht, aber ich frage sie auch nicht ausdrücklich danach. Von China aus ist das auch schwer zu beurteilen.

Am Dienstag ging ich mit Yuhan zum „Experts´ Office“. Bei der Einreise hatte ich eine Aufenthaltserlaubnis für vier Wochen bekommen. Ich war dann wegen eines wichtigen Termins in Deutschland wieder zurückgefliegen und am Ende der „Goldenen Woche“ (erste Oktoberwoche) wieder eingereist. In diesem Moment war die Aufenthaltserlaubnis aber schon abgelaufen, man hatte an der Grenze aus welchen Gründen auch immer aber keine neue ausgestellt. Also ging ich als „Illegaler“ zu meiner Ausländerbehörde, d. h. dem „Experts´ Office“, um eine Verlängerung zu beantragen. Der zuständige Mensch, der gut englisch sprach, hatte so einen Fall angeblich noch nie erlebt. Er behält erst mal meinen Pass und will die Sache klären. Tags darauf erhält Yuhan einen Anruf: Ich hätte eigentlich eine Geldstrafe zu bezahlen, aber man würde sie nicht erheben. Ich solle dringend zwei Passbilder vorlegen, dann würde man die Sache in Ordnung bringen. Zum Glück hatte ich gerade noch zwei dabei. Weil Yuhan andere Termine hatte, ging ich mit Yufei, meiner Chinesisch-Lehrerin hin, die den „Diensthabenden“ kannte. Wie hätte ich denn von Deutschland aus meine Verlängerung

bewerkstelligen können? Das wusste er auch nicht, aber ich müsste ja auch keine 1000 Yuan bezahlen. Es könne so acht bis zehn Tage dauern, bis ich den Pass wieder bekomme. Nun sollte ich aber am Mittwoch der folgenden Woche nach Shanghai fliegen, und das geht nicht ohne Pass. Yufei redete ihm auch gut zu. Ich sagte, dass es mir leid täte, ihm so viel „trouble“ zu machen, obwohl es eigentlich anders herum war und diese blöden Behörden mir „trouble“ machten. Aber das ist nun mal besser gegenüber Bürokraten. Er will morgen Yuhan telefonisch Bescheid geben, wann ich den Pass wieder holen kann. Aber zwei Tage höre ich nichts.

Dann ruft mich Yuhan an, als ich gerade Chinesisch-Stunde habe. Die Passbilder hätten nicht hier auf der Verwaltung, sondern bei der Polizei abgegeben werden müssen. Sie ist dann im Taxi hingefahren und hat von meiner Reise nach Shanghai erzählt. Sonst hätte es 14 Tage gedauert. Am Mittwoch solle ich wieder kommen. Da habe ich aber von 8 bis 12 Lehrveranstaltung an der Uni für Recht und Politik, um 17 Uhr 30 fliegt die Maschine, und auf der Polizei ist immer eine lange Schlange und man muss auch mal ein bis zwei Stunden warten. Ich gehe nach der Chinesisch-Stunde rüber in das Fakultätsgebäude und treffe Herrn Wang. Ich erzähle ihm die Geschichte; ich sollte den Pass spätestens am Dienstag wieder haben, denn ich musste vor der Reise auch noch Geld wechseln. Ob es möglich sei, durch ein kleines Geschenk die Bearbeitung zu beschleunigen, wollte ich wissen. Das nütze weder bei der Verwaltung der Uni noch bei der Polizei was, meinte er; so laufe das nicht. Genauso hatte mir das Yufei gesagt, entscheidend sei, dass man jemanden kenne. Er grinste und meinte, man sei auf dem Weg zum Rechtsstaat. Es hätte doch auch Vorteile, wenn man die Maschine ein bißchen schmieren könnte, meinte ich. Er will sich jedenfalls morgen um das normale Fahrwerk kümmern, ich hoffe, er schafft's.

Nach dem Essen im Restaurant neben der Uni werde ich von einer englisch sprechenden Chinesin angesprochen. Studentin im dritten Jahr, will ersichtlich etwas Englisch reden. Kommt aus Zhejiang, also auch nicht gerade aus den weniger entwickelten Gebieten. Sie macht keinen so qualifizierten Eindruck wie meine bisherigen Gesprächspartnerinnen, aber vielleicht ist es gerade deshalb sinnvoll, mal mit ihr zum Abendessen zu gehen. Sie gibt mir ihre Telefonnummer; morgen will ich sie anrufen.

Am Freitag früh rufe ich Prof. Gao aus Shanghai an, der mir die Flugtickets übergeben will. Er steigt gerade aus dem Flugzeug aus und ruft deshalb später zurück. Aber das Gespräch

wird unterbrochen, weil meine SIM-Karte erschöpft ist. Erstaunlich, dass man dann auch nicht mehr erreicht werden kann. Irgendwie ist man von der Umwelt abgeschnitten. Meine Frau hat wohl gestern Abend versucht, mich zu erreichen, aber das Handy hat immer nur einmal geklingelt und dann war das Gespräch weg. Ich gehe rüber ins Fakultätszimmer und versuche meine Bremer E-Mails einzusehen. Ich schaffe es auch in 20 Minuten nicht. Wenn was nicht klappt, klappt gleich gar nichts mehr. Ich komme bis zur Uni Bremen, Zentrum für Netze, und gebe meinen Namen und das Passwort ein. Dann lädt der PC ein Weilchen, und anschließend springt das ganze wieder auf die chinesische Fassung zurück. Wenn ich dann mein Passwort erneut eingebe, lädt er wieder brav, dann verschwindet es und ich kann von vorne beginnen. Gebe ich ein falsches Passwort ein, ist die Reaktion dieselbe. Möglicherweise haben sie wegen Fristablaufs in Bremen mein Passwort gesperrt. Zum Glück ist der Dekan da und hilft mir ganz unbürokratisch. Wir gehen in einen Laden, der aber meine SIM-Karte nicht auflädt. Dazu muss man ins Postamt, das nicht weit weg ist. Dort zahlt man 100 Yuan und das Ding funktioniert wieder. Wenigstens ein Problem bewältigt.

Von der Wohnung aus rufe ich Herrn Gao an; er möchte, dass ich die Tickets am Abend um 21 Uhr in seinem Hotel abhole. Name und Anschrift habe ich, ich will Yufei fragen, ob sie heute Abend mitfährt.

Nach der Chinesisch-Stunde gehe ich nochmals in Richtung Fakultät. Vor dem Gebäude treffe ich Herrn Wang. Er meint, er hätte völlig vergessen, dass er gerade noch von vier bis sechs eine Lehrveranstaltung halten muss. An meinen Pass hat er offensichtlich auch nicht gedacht, ich habe aber die beiden Bücher dabei, die ich ihm versprochen habe. Wir gehen zusammen zum „Experts´ Service“, und er unterhält sich recht heiter mit den beiden dort Tätigen. Sie schauen gerade am PC Bilder von der Sportveranstaltung an, die heute Vormittag auf dem andern Teil des Campus stattfand. Man findet eine Lösung: Ich bekomme die von der Polizei ausgestellte Quittung für den entgegengenommenen Pass und den Antrag auf Aufenthaltsgenehmigung; Yuhan holt dann am Mittwoch früh das Ding bei der Polizei ab. Fünf Minuten später ruft mich Yuhan auf Handy an, das ja wieder funktioniert. Sie macht von sich aus einen entsprechenden Vorschlag und ist ein paar Minuten später da, so dass ich ihr die Quittung übergeben kann.

Sie hat einen Kummer: Das Referat, weshalb sie nicht übersetzen konnte (und ihr so 1000 Yuan entgingen), ist von Dienstag auf Mittwoch verlegt, aber sie hat ihre Kollegin schon

gefragt, und das könne man nicht mehr rückgängig machen. Da muss man einen Ausgleich schaffen; warum ihr nicht einfach auch 1000 Yuan bezahlen? Macht mich nicht arm, und sie würde sich unheimlich freuen. Aber die Frage ist, ob sie's nimmt. Also sage ich mal, sie habe einen großen Wunsch frei. Wenn sie dann keinen einigermaßen großen Wunsch hat, habe ich mir ein paar Argumente überlegt, wie ich es ihr unterjuble. Im Gespräch sage ich auch, sie sei viel zu bescheiden, und sie findet, in China sei dies für Frauen eine Tugend. Na ja, so war's in der DDR auch, aber zumindest so halb lebt man in China ja im Kapitalismus und da zählt Selbstdarstellung, nicht Bescheidenheit. Ich finde das gar nicht schön, aber wer kann sich schon die Gesellschaft aussuchen, in der er leben will? Ob sie das so ganz versteht, weiß ich aber nicht.

Ich gehe rauf ins Dekanat. Das Zimmer ist abgeschlossen und ich soll in einem solchen Fall im Sekretariat fragen und es mir aufschließen lassen. Die Nummer ist 306 – san-ling-liu. Und ich sei ein „deguo laoshi“, irgendwie glaubt mir's die Sekretärin nach anfänglichem Zweifel. Und sieh da: Ich komme ohne Schwierigkeiten nach Bremen durch. Nichts Wichtiges ist da, aber der Kontakt zur Umwelt wiederhergestellt. Manchmal muss man Glück haben – wenn ich Herrn Wang, der ja um 4 da sein wollte, nicht auf der Straße erwischt hätte, wär's ziemlich blöd geworden fürs Wochenende. Irgendwie Glück im Unglück.

Ich rufe die Studentin vom Vortag an und verabrede mich mit ihr auf halb sieben zum Abendessen. Sie schickt vorher noch ein SMS, ob's wirklich stimme; ich kann bloß nicht antworten, weil wegen der chinesischen SIM-Karte immer die falschen Buchstaben erscheinen. Sie ist da und wir gehen auf die andere Seite des Campus und dort in ein Restaurant aus Guilin. Der Fisch schmeckt ganz gut. Die Verständigung ist etwas schwierig. Das englische Vokabular ist nicht so groß; was macht man, wenn jemand das Wort „candidate“ nicht versteht? Auch ist irgendwie unklar, ob sie eigentlich im dritten Jahr ist oder gerade erst angefangen hat. Sie wohnt nicht im Campus, sondern in einer Privatwohnung, erst mit einer, dann mit fünf anderen Mädchen – so hab ich's verstanden. Ihr Vater sei „businessman“, wohne auf einer Insel nahe der Küste und kaufe Fisch auf. Der würde aber nicht verarbeitet sondern weiterverkauft. Die Mutter sei Hausfrau und sie habe noch einen jüngeren Bruder und eine jüngere Schwester. Ob das denn wegen der Ein-Kind-Politik Probleme gemacht habe, will ich wissen. Sie meint „nein“. Letztes Jahr hatte mir in Hangzhou eine Studentin von drei älteren Geschwistern erzählt; sie hätte ihren Vater aber nur 200 Yuan gekostet. Meine heutige Gesprächspartnerin hat hier in Beijing eine

Mitbewohnerin, die mal von einer „agency“ für drei Jahre nach Japan vermittelt wurde. Schlecht sei die Arbeit dort, vor allem für Teenager; ob Prostitution im Spiel war, kriege ich nicht raus.

Sie begleitet mich im Taxi ins Hotel Xin Jiao, wo mir Prof. Gao die Tickets nach Shanghai übergeben will. Das Taxi setzt uns am „Recreation Center“ ab. Im Innern des Gebäudes befindet sich ein riesiger Swimmingpool sowie eine Bowlingbahn, wo die Chinesen einen Höllenlärm machen. An der Rezeption versteht niemand englisch; gut, dass ich meine Begleitung dabei habe und auf diese Weise Gao in seinem Zimmer anrufen kann. Er kommt nach ein paar Minuten und wir unterhalten uns prächtig. Nachher fragt mich die Chinesin, ob ich mich wie in Deutschland gefühlt hätte; sie hatte schon das richtige Gespür für Stimmungen. Ich bekomme meine Flugtickets und wir fahren in einem Taxi wieder 25 Minuten zurück zur Bei Wai. Ein Glück, dass die Taxis hier so billig sind.

Im Expertenwohnheim ist eine „Party“ mit ungefähr 30 Leuten. Ich treffe einen Kroaten, dem ich im Treppenhaus immer wieder begegnet bin. Seine Frau macht hier Lehrveranstaltungen; er ist mitgekommen, um sich um den ca. vierjährigen Jungen zu kümmern. Eine jüngere Chinesin kommt auf mich zu und erklärt mir, wie einfach Chinesisch für Engländer sei: „Ich liebe Dich“ würde „war“, „eye“ und „knee“ heißen, „wo ai ni“. Kalau lässt grüßen. Anschließend an interessantes Gespräch mit einem Professor aus den USA, der seit vielen Jahren hierher kommt. Es geht um das Lernverhalten der chinesischen Studenten, ein Thema, das uns noch beschäftigen wird.

Am Sonntag Nachmittag ruft mich Miao aus Qingdao an und wir verabreden uns auf 18 Uhr 30 zum Abendessen. Sie bringt eine Freundin mit, die auch im 4. Jahr Deutsch studiert und ebenfalls sehr ordentlich Deutsch spricht. Miao erzählt mir, ihr Vater sei kein Freund von Mao, er hätte während der Kulturrevolution 10 Jahre auf dem Land arbeiten müssen. 1977 sei er zurückgekommen; während der „Verbannung“ hätte er heimlich weiterstudiert. Sein Vater, also ihr Großvater, wurde in der Kulturrevolution umgebracht. Das schafft nicht gerade Begeisterung für sozialistische Experimente. Wir gehen wieder in das Restaurant mit der Hubei-Küche. Sie meint, die Aufmachung sei einschließlich der Inschrift an der Wand eben „was Besonderes“, ein Stilmittel, nicht ernst gemeint. In einem Lokal in Kanton – so habe ich in der „China Daily“ gelesen – wird in Mao-Uniformen bedient, alles als „Geck“.

Bei den Prüfungen wird zum Teil auswendig Gelerntes abgefragt. Bei Gedichtinterpretationen werden jedoch unbekannte Gedichte präsentiert, über die man sich neue Gedanken machen muss. Warum die armen Studenten deutsche Gedichte interpretieren müssen, verstehe ich nicht; den Otto- oder den Wankel-Motor nachzuvollziehen, würde möglicherweise einen besseren Zugang zu Deutschland schaffen. Aber das sage ich nicht, ist ja auch nur meine seit der Schulzeit konservierte Abneigung gegen Gedichtinterpretationen.

Miao meint, in Deutschland werde viel Negatives über China geschrieben, kaum Positives. Sie sieht die Deutsche Welle, bekommt hie und da mal Stern oder Spiegel und schaut sich die Tagesschau als Videofilm übers Internet an. Sie interessiert sich sehr für den Rechtsstaatsdialog, der ja einen Austausch will und nicht die Chinesen auf die Anklagebank setzen. Bisher hatte sie nichts davon gehört. Immer wieder macht sie sich Notizen zu Wörtern, die ihr neu sind. Das Wort „Attrappe“ schaut sie in einem elektronischen Lexikon nach. „Leiden wie ein Hund“ ist ihr unbekannt; sie meint, Hunde hätten doch ein glückliches Leben. Aber vielleicht sieht man bei ihnen besser als bei andern Tieren, wenn es ihnen schlecht geht.

Sie will gemeinsam mit ihrer Freundin eine Menge übers Jura-Studium wissen, wundert sich über den Repetitor (der geistige Schmalkost bietet) und den eigenartigen Umgang mancher Studenten mit den Angeboten der Hochschule. Auch dass man keine Lehrbücher mehr kaufe, sondern sich mit den Skripten der Repetitoren begnüge, nehmen beide ein wenig verwundert zur Kenntnis. Die Staatsprüfung sei eine enorme Nervenbelastung, sage ich. Rund die Hälfte aller Kandidaten würde in Bremen psychotherapeutische Hilfe in Anspruch nehmen. Psychische Probleme gebe es in China auch, aber keiner kuriere sie. Das deckt sich mit einigen Berichten in „China Daily“, die man unentgeltlich jeden Tag im Wohnheim erhält.

Wir kommen wieder auf das deutsche China-Bild zu sprechen. Vor 10 oder 15 Jahren hätte man es mit großer Verwunderung quittiert, wenn ich für drei Monate nach China gegangen wäre. Warum, wollten sie wissen. Ich meine, es sei so gewesen, wie wenn man in das Reich des Bösen gegangen wäre. Entweder lebe man da ganz schlecht oder man mache einen Pakt mit dem Teufel, und das sei noch schlimmer. Ich erinnere mich an ein Buch von Peter Schütt, dessen Frau mal bei der Lufthansa einen einfachen Flug nach Moskau buchen wollte. Wirklich nur einfach? Dafür gab's nicht mal einen offiziellen Preis. Schließlich bekam sie ihr Ticket trotz heftiger Verwunderung. Zwar gebe es immer noch Vorurteile über China, aber

mein ganzer Bekanntenkreis hatte mir schließlich gesagt, ich sei zu beneiden, eine solche Erfahrung wie drei Monate China möchten sie auch gerne machen.

Am Montag Abend will eine Studentin, höchstens 1,50 groß, nach dem Kurs noch eine Menge von mir wissen. Was Ratifikation eines völkerrechtlichen Vertrags sei und warum man nicht erst unterschreibe, wenn das Parlament schon zugestimmt habe. Außerdem würde in China sowieso die Regierung und das Parlament dasselbe beschließen. Ich sage, in Deutschland und in andern europäischen Ländern hätte die Regierung auch eine Mehrheit im Parlament, so dass eine Zustimmungsverweigerung denkbar unwahrscheinlich sei. Ich assoziiere ein wenig mutig: Nehmen wir an, die chinesische Regierung erkennt, dass ihre Unterschrift unter einen Vertrag ein Fehler war, so könnte sie doch später dafür sorgen, dass der Nationale Volkskongress die Zustimmung verweigere, und außerdem könnte sie dann sagen, das sei eben eine Folge des demokratischen Prozesses. Der ein wenig hintersinnige Gedanke ist irgendwie echt chinesisch und findet Zustimmung.

Wir reden noch rund eine Stunde über das Leben im Campus. Wie es denn komme, dass die vielen Einzelkinder so einfach im Fünf- bis Sechsbettzimmer miteinander auskommen. Ob es da nicht auch mal einen widerwärtigen Menschen gebe, der den anderen auf die Nerven gehe. Da sei selten, aber dann rede man mit ihm. Man könne uU auch das Zimmer wechseln, wenn es gar nicht anders gehe. In aller Regel komme man gut zu Recht, weil alle das so wollten. Ich konstruiere einige Konflikte. Was wäre, wenn einer über andere Böses sagt, z.B. sie seien faul und würden im Examen betrügen. Sie meint, das „Faul-Sein“ würde sie ertragen, die andern wüssten ja, was sie tue. Mit dem Betrügen sei das anders. Da müsse man dagegen vorgehen, am besten mit einem Professor sprechen. Zu einer direkten Konfrontation würde es nicht kommen. Sie habe noch nie erlebt, dass sich zwei angebrüllt hätten. Wie es denn wäre, wenn zwei Mädchen denselben Jungen nett finden und die eine das Rennen mache. Würde da nicht Eifersucht entstehen? Nein, da solle man sich fragen, ob man was falsch gemacht habe. Im übrigen gebe es auch niemand mit Starallüren. Sie habe eine Kommilitonin, die hübsch sei, gute Noten habe und einen Vater, der zu viel Geld gekommen sei. Sie würde sich aber sehr zurückhalten und man würde gerne mit ihr reden. „Sie muss sich doch gar nicht bemühen, im Vordergrund zu stehen“.

Wir sprechen über die chinesische Mentalität. Meine vorhin im Kurs geäußerte Meinung, es gebe einen verhaltenen Optimismus, wurde von allen bis auf Miao geteilt; sie schüttelte den

Kopf. Meine jetzige Gesprächspartnerin meinte, wenn man gut arbeite, könne man es zu etwas bringen. Das würde allgemein so gesehen. Ob die PISA-Ergebnisse mit den Ausländerkindern zusammenhängen würden? Ja sicher, meinte ich, aber das sei nicht der einzige Grund. Man gebe viel weniger für die Bildung aus als die skandinavischen Länder und Japan. Und da mache man die Chancen für morgen kaputt. Auch gebe es eben eine schlechte Stimmung, viele dächten „ich kriege ja doch keinen Job“. Warum also die ganze Mühe? Der Unterschied wird auch daran deutlich, dass sich in Nanjing auf die 7 Plätze für Chinesen im chinesisch-deutschen Studiengang 40 Personen bewerben, während man Glück habe, wenn man einen einzigen deutschen Interessenten für unsere ebenfalls 7 Plätze gewissermaßen mit dem Lasso einfangen könne. Die sprachlichen Schwierigkeiten sind ja wohl für beide Seiten vergleichbar. Oder nehmen wir das Beispiel, dass der Betrieb nach Budapest verlegt wird: Wer würde ernsthaft daran denken, einfach mitzugehen? Nicht gut sieht's aus mit dem deutschen Vaterland. Spätkapitalismus ohne Perspektive, hätte man früher gesagt.

Über das Zusammenleben im Campus rede ich auch mit Yuhan. Der Ausdruck, jemand könne ein Ekel oder ein Widerling sein, ist ihr nicht geläufig, aber es wird klar, was ich meine. Wie man mit solchen Leuten umgehe? Sie seien sehr selten, meinte sie. Das Leben im Campus habe nicht nur den Sinn zu studieren, sondern auch mit andern Leuten zurecht zu kommen. Ich hätte mich da schwer getan, aber das Prinzip ist bemerkenswert. Wenn's Schwierigkeiten gebe, würde man miteinander reden, notfalls komme eine Verlegung in ein anderes Zimmer in Betracht. Das seien aber absolute Ausnahmen. Abends erzählt mir Iwo Amelung, der hier für die Uni Tübingen die deutschen Studenten an der Peking-Universität betreut, pro Uni würden jedes Jahr 2 Studienanfänger Selbstmord begehen. Da ist es also nicht zu einem erfolgreichen Gespräch gekommen. Entsprechende deutsche Zahlen wären zum Vergleich von großem Interesse.

In der Chinesisch-Stunde taucht beim Kapitel „Fragen nach Orten“ der „Beihai“-Park auf. Dazu gebe es ein schönes Kinderlied, das man immer in der Schule singe. Es beschreibe, wie man im Boot rudere. Es stamme aus den sechziger Jahren und sei dem Stil der damaligen Zeit nach sehr optimistisch. Gewissermaßen stramm nach vorne blickend; die meisten Lieder würden aber persönliche Gefühle wie Liebe usw. ausklammern. Außerhalb dieses „Volkslied“-Bereichs wäre heute Pop-Musik sehr populär. Amerikanische, in neuerer Zeit auch koreanische. Ob es auch chinesische gebe, will ich wissen. Ja, aber die Sänger seien

meist aus Taiwan oder aus der chinesischen Bevölkerung in Singapur. Sie würden aber nach Beijing kommen, schon des großen Marktes wegen. Wegen der 60-er und 70-er Jahre sei „Mainland-China“ noch etwas zurück, die eigene Musikkultur müsse sich erst entwickeln.

Fuchs, ein Experte der gtz, erzählt mir ein paar Tage später, wenn man richtige Freundschaft mit Chinesen schließen wolle, müsse man sich gemeinsam betrinken. Ich habe eigentlich noch nie einen Betrunkenen auf der Straße gesehen, aber es sei schon so, insistiert er. Ich habe da so meine Zweifel, jedenfalls wird man auch nicht in Ansätzen zu Alkoholkonsum genötigt. Ein erfreuliches Gegenmodell zu den Russen.

Yufei ist heute, Mittwoch, etwas spät dran, aber das ist mir recht, weil ich auch nicht viel zur Vorbereitung der Chinesisch-Stunde kam. Sie schickt in solchen Fällen immer ein SMS, man ist pünktlich hier. Sie ist recht gut drauf; in ihrem neuen Handy taucht der Spruch „Yufei fighting“ auf dem Display auf. Das habe keine politische Bedeutung, sondern bedeute nur, dass man alle Energien mobilisiere. Gestern habe sie ein Kostüm gekauft, außerdem einen Wintermantel und ein neues Handy. Das Kostüm braucht sie, weil sie am Wochenende so eine Art Hostessen-Einsatz hat. Ein bißchen wundere ich mich, weil sie ja die letzte Honorar-Rate auf die Bank bringen wollte und für alles das Gekaufte hätte es bestimmt auch nicht ausgereicht. Ob der Ami-Student, dem sie seit einiger Zeit auch Chinesisch-Unterricht gibt, da seine Finger im Spiel hat? An sich ist das anders als bei mir eine unentgeltlich zu erfüllende Dienstpflicht, aber irgendwie ist der plötzliche Reichtum etwas überraschend.

Yuhan erzählt mir von ihrem 1,80 großen Menschen aus ihrer Nachbarstadt. Er habe viel zu tun in seinem Ministerium. Zwei Mal wöchentlich würden sie telefonieren, sich gelegentlich mal sehen. Er sei ein sehr zurückhaltender Mensch (was sie eigentlich auch ist), aber wohl ein anständiger Kerl, und das sei ihr besonders wichtig. Klingt so, als könne durchaus was draus werden. Es war also einstens ganz sicher keine Ausrede; irgendwie habe ich ihr völlig Unrecht getan, als ich vermutete, sie habe die Geschichte nur erfunden, um nicht am Wochenende mit mir Museen besichtigen zu müssen.

Am zweiten November-Sonntag gehe ich mit Miao, der kleinen Studentin („Sascha“ mit europäischem Vornamen) und einer Weiteren („Angelika“) ins neue Hauptstadt-Museum. Ein imponierender Bau, auf 5 Stockwerken die ganze Geschichte Pekings, von der Steinzeit über die Kaiser. Die jüngste Vergangenheit habe ich nicht entdecken können. Eintritt

vergleichsweise billig, für die Studentinnen nur 50 %, d.h. 1,5 €. Bei der chinesischen Malerei verteidigen sie unaufgefordert den chinesischen Stil. Es ist eine naturalistisch anmutende Wiedergabe von Realität, in ganz feinen Strichen. Die Maler sitzen aber nicht mit der Staffelei im Freien, sondern malen aus dem Gedächtnis. Meist Landschaften, aber es gibt auch Porträts. Nerlich, ein Kollege von der Fremdsprachenuni, hatte mir erzählt, die höchste Kunst bestehe darin, berühmte Gemälde haargenau zu kopieren. Bei uns muss man stattdessen immer originell sein, und irgendwas Neues entwickeln. Nein, sagen die Chinesinnen, Porträts seien nie wie bei Picasso, das passe nicht in den chinesischen Stil.

Das Leben unter den Kaisern wird im Museum positiv geschildert; das sei halt so nach außen hin, die negativen Seiten müsse man sich hinzudenken. Wir machen das ja ähnlich. Der Kaiser war übrigens *legibus solutus*, er hatte immer Recht, auch eine Art Widerstandsrecht gab es nicht. Wenn er schlecht herrschte, kam es eben zur Revolution, die aber nicht theoretisch vorbereitet war und legitimiert wurde. Es gibt nur das Bild vom Schiff auf dem Fluss, das wohl von Konfuzius stammt: Der Fluss kann das Schiff vorantreiben, er kann es aber auch zum Kentern bringen und in den Abgrund reißen. Das „immer Recht haben“ entspricht der Unfehlbarkeit des Papstes, was alle drei sehr interessiert. Ich erzähle, was ich so über Ratzinger weiß, und dass man in Tübingen sagte, er sei wegen der Studentenbewegung und dem Zulauf für Ernst Bloch nach Regensburg gegangen. Wenn er jetzt einen Vortrag halte oder sich über das Wetter äußere, sei er nicht unfehlbar. Das sei er nur bei Äußerungen „*ex cathedra*“, also wenn er in seiner offiziellen Funktion redet und nicht – wie ich ohne theologische Vorkenntnisse sage – „als Mensch“.

Die Rebellionen seien meist von den Bauern gekommen. Der Anführer sei dann neuer Kaiser geworden, und es habe sich nichts geändert. Ich hatte vor einiger Zeit mal ein chinesisches Märchen gehört. Es ging um einen schrecklichen Drachen, der eine Stadt in seiner Gewalt hatte. Man habe immer wieder den besten Krieger hingeschickt, um den Drachen zu erschlagen, aber jedes Mal sei der Drache wieder erschienen und habe seine Herrschaft fortgesetzt. Schließlich habe man dann herausbekommen, dass der Krieger jedes Mal den Drachen besiegt und sich dann selbst in einen solchen verwandelt hatte. Die Geschichte ist meinen Gesprächspartnerinnen nicht bekannt, vielleicht werden die alten Märchen heute nicht mehr so viel gelesen. Aber die Logik verstehen sie gut.

In einem Raum sind an der einen Wand Ereignisse aus China, an der anderen Wand gleichzeitig Ereignisse in Europa dargestellt. Miao will wissen, wann die Schlacht bei Hastings gewesen sei. Da das Chinesisch-Pauken nach meiner Theorie primär anderes wieder zutage fördert, was längst in der Erinnerung untergegangen ist, antworte ich spontan „1066“, so hatte sie´s auch gelesen. Ursprünglich seien da auf der Insel nur die Kelten gewesen – so doziere ich -, die es samt ihrer Sprache noch heute in Irland sowie in Wales und Schottland gebe. So im 5. Jahrhundert seien dann die Angeln und die Sachsen gekommen, und eben 1066 die Normannen, die inzwischen eine romanische Sprache angenommen hatten. So sei dann – weil sie ja gesiegt hätten – das Englische als eine germanisch-romanische Mischsprache entstanden, bei der es auch viele Begriffe doppelt wie z.B. „freedom“ und „liberty“ gebe.

Was der Unterschied von Taoismus und Konfuzianismus sei, will ich wissen, weil die alten Größen auch abgebildet sind. Der Taoismus ist auf ein außerirdisches Etwas gerichtet, in das man sich versenkt. Konfuzius empfiehlt dies, wenn es einem schlecht geht und man Sorgen im Alltag hat. Das erinnert mich stark an die Vertröstung der Armen auf das Paradies im Christentum. Jedenfalls gibt es bei Konfuzius viel Tugend, aber keine Rebellion. Auch nicht gegen einen ungerechten Kaiser. Da haben wir nun in Kürze das Konfuzius-Institut in Hannover; wenn verdi eine gute Gewerkschaft wäre, würden sie die dortigen Beschäftigten organisieren und mal auch mit Streik drohen. Dazu wird´s aber nicht kommen.

Miao schreibt ihre Abschlussarbeit über die 16 verschiedenen Bedeutungen des „Li“ bei Konfuzius und verwertet dabei die Übersetzung des Missionars Wilhelm aus Qingdao. Über einen deutschen Professor Liebherz, von dem mir Simon in Nanjing erzählt hatte, weiß sie nichts; es gebe aber in Qingdao ein Institut, das sich speziell mit der Geschichte in der deutschen Zeit befasse. Der deutsche Professor, den bei uns niemand kennt, hatte den Standpunkt vertreten, man könne deutsches Recht nicht einfach nach China importieren, und da würden mich die Argumente doch sehr interessieren. Wenn er Bücher geschrieben hat, müssten diese eigentlich in der Tübinger Uni-Bibliothek sein. Die Sache ist schließlich heute aktueller denn je.

Wir gehen in ein koreanisches Restaurant, wo das Fleisch am Tisch gebraten wird. Auch „gou-rou“, Hundefleisch bestellen wir. Es hat in keiner Weise einen besonderen Geschmack – weder den Gaumen erfreuend noch Ekel erregend. Die bei anderer Gelegenheit gegessenen

Skorpione haben mehr Spass gemacht. Das Ganze ist etwas teurer als in einem Restaurant der chinesischen Küche, aber 17 € für vier Personen ist allemal noch halb geschenkt.

Die drei Damen interessieren sich für den Umgang mit den Herren der Schöpfung in Europa. Man müsse wohl schon damit rechnen, dass im Regelfall weiteres Zusammensein erwartet werde, wenn man sich zum dritten Mal zum Abendessen einladen lasse – prognostiziere ich. Alle bestätigen Yuhans These, dass der Mann größer sein und mehr verdienen müsse. Alle chinesischen Männer seien Machos, meint Miao, auch ihr Vater sei es trotz seiner Professorin als Ehefrau.

Yufei ist am Montag etwas durcheinander, aber der Unterricht klappt trotzdem. Das Wochenende sei „tiring“ gewesen. Sie habe bei einer Prüfung beaufsichtigen müssen. Es gebe da eine Human Resources Company, die suche die Juristen für Staatsunternehmen wie Kernkraftwerke, Eisenbahnen usw. aus. Es sei für alle die zweite Prüfung gewesen und sie hätte genau auf die Zeit achten müssen. Das Ganze habe in einer Art Kongress-Zentrum stattgefunden, das der Bei Wai gehöre und das sie gelegentlich vermiete. Offensichtlich ist da die Betreuung durch Hostessen gleich mit inbegriffen. Irgendwie kommt mir das Ganze dennoch komisch vor, weil sie letzte Woche immer nur von einer großen unbekanntem Größe gesprochen hatte. Meine Bemerkung, die Teilnahme an Prüfungen müsse man wie ein Staatsgeheimnis behandeln, hat sie aber nicht bestätigt. Auch nicht, dass sie dafür ein Kostüm gekauft und sich ein neues Handy angeschafft habe. Sie habe mich am Wochenende ein wenig vermisst – die chinesische Seele gibt Rätsel auf.

Miao fehlt am Montag Abend zum ersten Mal in der Lehrveranstaltung. Auch Sascha, die gestern mit war, weiß nicht warum. Wir hatten uns so um sechs Uhr vor der Gebäude der Deutsch-Abteilung verabschiedet. Sie wollte im Klassenzimmer arbeiten, was trotz des Sonntags durchaus üblich ist. Ob sie erwartet hatte, dass ich sie zu mir einlade? Der Platz wäre da, das Studieren viel komfortabler; vielleicht könnte man ja auch nicht nur studieren. Ich habe bloß nicht drangedacht. Auch per Handy ist sie nicht erreichbar. Erst am Dienstag klappt's. Sie widerspricht nicht, als ich sage, ich sei einfach ein bißchen dumm gewesen, nicht an diese Möglichkeit zu denken. Wir verabreden uns für Donnerstag zum Abendessen.

Am Dienstag komme ich von den E-Mails und vom Einkaufen und werde von zwei Studentinnen angesprochen. Eine macht sprachpsychologische Versuche. Ob ich mitmachen

wolle, nur fünf Minuten? Alles auf Englisch. Warum nicht? Die beiden sind ganz lieb, setzen mich vor einen PC und ich soll Objekte erkennen. Und zwar immer die blauen und nicht die mit ihnen verschränkten roten. Ich muss den Namen auf Englisch in ein Mikro sagen und dann kommt ein „verstanden“ oder „Fehlanzeige“. Die Sache klappt schon, aber mir fällt nicht der englische Ausdruck für „Papagei“ ein. „Perroquet“ wird nicht akzeptiert. Ich verweise sie darauf, dass das die Ergebnisse verfälsche. Sie nehmen das zur Kenntnis, aber eben wie etwas, was man nicht so recht hören will. Sie wollen herausfinden, ob Chinesen anders auf die Bilder reagieren wegen ihrer besonderen Schrift. Wenn sie die auch auf Englisch fragen, hat's sogar einen Sinn, obwohl natürlich vergleichbare Sprachkenntnisse das A und O sind. Was heißt „Eichhörnchen“ auf Englisch? „Écuroeil“ wird wiederum nicht akzeptiert, obwohl ich es mit englischem Akzent ausspreche. Später in der Stunde mit Yufei kommt mir dann das „squirrel“. Am Ende freuen sie sich sehr, dass ich mitgemacht habe. Es ist doch was Schönes um den wissenschaftlichen Fortschritt.

Yufei ist wieder auf dem Damm und hat in ihrem Handy den Spruch von „Yufei fighting“ in „Yufei happy“ verwandelt. Sie hätte ihr Geld bekommen fürs Wochenende, und da sei sie eben happy. Sie ist auch nicht mehr so müde wie gestern. Ich erkläre ihr eine wenig meine Probleme mit der Struktur des Chinesischen.

Am Donnerstag Abend Treffen mit Miao; wir gehen in ein Thai-Restaurant hinter dem Campus, wo ich noch nie war. Sie hatte in der Schule immer die besten Noten und erzählt, sie sei immer „geschwatzig“ gewesen und habe die Mitschüler vom Zuhören abgehalten. Die Fragen der Lehrer habe sie aber trotzdem beantworten können, was diese fast zur Verzweiflung getrieben habe. Man habe auch überlegt, sie eine Klasse überspringen zu lassen (sie kennt den Ausdruck), aber man habe dann davon abgesehen, da das eine Überforderung in „moralischer“ Hinsicht gewesen wäre. Das alles erinnert mich einschließlich des Überspringens sehr an meine Zeit im Karls-Gymnasium, nur dass ich mir nicht so viel „Störaktivitäten“ herausgenommen hätte. Das Klavier-Spielen war ein „Muss“, hat ihr aber trotzdem Spass gemacht (ganz im Gegensatz zu mir). Den Kung-fu-Kurs habe sie dafür aufgegeben. In der Uni habe sie dann damit wieder begonnen, dann sei aber ihre Lehrerin in die USA ausgewandert und sie habe in der Umgebung keine neue finden können. Mit Deutsch hat erst in der Uni begonnen. Sie besitzt eine hervorragende Imitationsfähigkeit, und kann sofort Sätze auf Bauern-Schwäbisch nachsprechen. Französisch hat sie so nebenbei in der Alliance Francaise gelernt, im Englischen kann sie bei Bedarf neben American English (das

sie mag) auch British English (das sie nicht mag) sprechen. Sie hat schon als Kind mit ihren Eltern zu bestimmten Stunden am Tag Englisch gesprochen, was ihrem Vater gar nicht behagte, der eine schreckliche Aussprache habe. Sie habe in der Uni viele christliche Freundinnen aus South Carolina, weshalb sie den dortigen Akzent spreche und auch einen großen Wortschatz zum religiösen Bereich habe, aber beispielsweise über Chemie nichts sagen könne. Immer wenn ich einen Ausdruck auf Deutsch oder Französisch gebrauche, den sie nicht kennt, zückt sie ihr Notizbüchlein und lässt mich das Wort oder die Redewendung dort reinschreiben z.B. „elaboriert“ als Fachausdruck der Soziolinguisten oder „faire l'école buissonnaire“ für Schule Schwänzen. Sie ergänzt es dann durch die chinesische Übersetzung, wenn diese dem Kontext nach – wie meist – deutlich wird, sonst schaut sie später im Lexikon nach. Man könne sich das alles aber nicht gleich beim ersten Mal merken und müsse es immer wiederholen.

Um halb zehn sind wir wieder vor dem Gebäude der Deutsch-Abteilung und dieses Mal sage ich, sie müsse mitkommen. Heftiges Zögern; ihr Hand-Lexikon und einige Zettel würden drin liegen, aber schließlich willigt sie „für eine halbe Stunde“ ein. Mein kleinstes Zimmer (das ich faktisch nicht benutze) ist so groß wie der Raum, den sie im Wohnheim zusammen mit drei anderen Studentinnen bewohnt. Die halbe Stunde wird dann natürlich bei weitem überschritten. Ob sie einen Freund hat? In China kann man so was fragen, und sie meint, das klappe nie. Das sei immer nach kurzer Zeit wieder auseinander gegangen. In Deutschland sei sie zwei Wochen mit einem jungen Mann zusammen gewesen, aber dann habe sich das mit ihrer Lebensführung nicht mehr vereinbaren lassen. Es sei ihm auch auf die Nerven gegangen, dass sie immer ihr Notizbuch geholt und Wörter aufgeschrieben habe; das kann ich mir gut vorstellen. Nur wenn man selber so ähnlich gestrickt ist, empfindet man das als Bereicherung... „Das Leben des Menschen muss einen Mittelpunkt haben“ sagt sie, und das sei das Lernen. Da lasse sich „eine Beziehung“ nicht unterbringen. Auch mein Argument, das müsse doch gehen, wenn der Partner eine vergleichbare Lernsituation habe, lässt sie nicht gelten.

Was wird geschehen, wenn sich irgendwann der Mittelpunkt doch ändert? Aber das steht derzeit nicht zur Debatte. Sie wundert sich über die ausländischen Studenten, die so „unsystematisch“ (wir würden sagen: in den Tag hinein) leben würden. Sie macht jeden Tag einen Plan, wann sie was tut; auch TV 5 und Deutsche Welle sind dabei. Heute sei der Plan etwas durcheinander gekommen, aber sie lerne ja auch eine Menge von mir. Nur: Sie macht

überhaupt nicht den Eindruck einer „Lernmaschine“, hat Humor, freut sich über alles Mögliche, ist eine höchst muntere (und überdies sehr hübsche) Person; wenn ich noch 30 Jahre jünger wäre...Heute würde ich mir so eine Tochter wünschen. Sie braucht jemanden, der genau so viel weiß wie sie (also nicht bloß genauso fleißig ist), und den zu finden wird relativ schwierig sein. Die chinesischen Männer seien alle Machos, sie schaue in der Zukunft nach einem Ausländer. Wenn sie mal einen Sohn habe, der solle dann richtig Kung-fu lernen, also ein bißchen das machen, was sie selbst gerne (auch noch) gemacht hätte.

Als sie dann nach einer guten Stunde gehen will, schaut sie mich nicht an und lässt sich auch nicht nach Hause bringen. Morgen kommt ihre Mutter zu der Konferenz, von der mir Yufei erzählt hatte. Am Montag will sie wieder in meiner Lehrveranstaltung sein. Ist sie auch, aber verschwindet schnell, als mich andere Studentinnen noch mit Fragen in Anspruch nehmen. Den Kontakt durch einen Anruf erzwingen will ich nicht; Ende Januar kommt sie für sechs Wochen zu einem Praktikum nach Hannover. Frau Timmermann kennt sie übrigens und meint „Die kann denken“, ganz im Gegensatz zu den übrigen, wo das meist nicht so sei. Auch die Sprachwissenschaftler würden darunter leiden, dass der „Transfer“ einer Erkenntnis auf ein ähnlich liegendes anderes Problem nur selten geleistet werde. Also nicht nur ein Juristenproblem.

Im persönlichen Bereich ist man pünktlich und verlässlich, aber der Taxifahrer, der Frau Zhang und mich immer von der Bei Wai zum Juristenkurs an die andere Uni fährt, ist heute zum zweiten Mal nicht gekommen. Auch kostet die Rückfahrt mit einem andern deutlich weniger als bisher mit ihm. Chaos auch mit der Sendung juristischer Bücher. Ich hatte sie während des „Heimaturlaubs“ Anfang Oktober ans Auswärtige Amt nach Berlin geschickt. Von dort sollte das Paket als Diplomatenpost an die Botschaft nach Peking und von dort zur Hochschule. Erst gab es eine Rückfrage, dann kam das Ding wirklich mit der Kurierpost. Die Botschaft meinte, man habe es mit dem Fahrer an den Empfänger, d. h. die Hochschule für Recht und Politik geschickt, aber dort war nichts angekommen. Ich alarmiere die Botschaft, die rufen in der Uni an, aber was besprochen wurde, kriege ich nicht raus. Eine lästige Gabe? Ich sage, ich hätte mittlerweile mit so vielen Leuten geredet, da wolle ich eben wissen, was aus der Sache geworden sei.

In der Chinesisch-Stunde kommen wir zu einer Lektion, bei der es um Unfälle und Ähnliches geht, wo die Polizei eingeschaltet wird. Yufei erzählt, im Wohnheim hätten sich mal zwei

Frauen gestritten und eine hätte dann die Polizei gerufen. Die beiden hätten sich einfach nur gestritten; die unter 110 herbeigerufenen Polizeibeamten hätten da nichts ausgerichtet und die Sache nicht schlichten können. Die totale Harmonie ist also noch nicht erreicht.

Ich gehe am Montag Nachmittag meiner letzten Woche mit Yuhan zum Einkaufen in die „Seidenstrasse“, einem Kaufhaus mit vielen Einzelhändlern, wo man über die Preise verhandeln muss. Yuhan erweist sich als erfahren und preisbewusst, so dass ich zu recht günstigen Geschenken komme. Sie selbst sucht sich ein Täschchen aus. Bei dem Gedanken, ein solches auch für Yufei zu kaufen, wird sie irgendwie schweigsam; ich kann mir nicht recht erklären warum. Schließlich habe ich ihr zwei Übersetzungsnachmittage à 1000 Yuan vermittelt, das war im Ergebnis eher mehr als Yufei mit all ihren vielen Chinesisch-Stunden verdient hatte. Auch sind die beiden ein Herz und eine Seele, wenn sie zusammen sind. Aber schließlich haben in China ja die Männer das Sagen, und so wird ein Täschchen gekauft. Am Dienstag übergebe ich es; Yufei hat für mich zwei höchst interessante Bücher von Lu Xun mitgebracht, dem chinesischen Bertolt Brecht, wie mir eine deutsche Sinologin vor dem Abflug auf dem Peking Flughafen sagte. Yuhan ist im gleichen Augenblick gekommen, um mir die Formulare für die Scheine zu bringen. Da kann man sich eine kleine Geschichte zusammen reimen.

Am Montag letzte Unterrichtsstunde im 4. Studienjahr. Thema: Kollektives Arbeitsrecht, das ich bei den Magisterstudenten schon behandelt hatte. Ähnliche Erfahrungen; der Gedanke an eine selbstständige Interessenvertretung ist ungewohnt. Um 20 Uhr 50, also eigentlich 20 Minuten nach dem offiziellen Ende der Lehrveranstaltung bin ich mit Wang zum Abendessen verabredet. Vorher gibt's noch eine Überraschung: Ich gehe mit Miao über den Campus in Richtung Restaurant, das nahe der Deutsch-Abteilung liegt, wo sie noch arbeiten will. Ich sage ihr sehr deutlich, wie gut ich unsere Gespräche gefunden hätte. Sie hat nichts dagegen, dass ich ihren Namen in meinem Tagebuch verwende. Da zieht sie plötzlich ein Buch aus der Tasche, Konfuzius, von ihren Eltern herausgegeben, mit Kommentaren zu den einzelnen Aphorismen auf Chinesisch und Englisch. Dazu eine Karte, wo sie sich bei dem „lieben Professor“ bedankt und ihm alles, alles Gute wünscht. Ich bin einigermassen überrascht, freue mich unheimlich und komme erst um 21 Uhr 10 zu Wang. Der war höchst besorgt, weil er selbst erst 5 vor neun da war und meinte, als pünktlicher Deutscher wäre ich da sicher schon – beleidigt – wieder abgezogen. Am nächsten Tag treffe ich mich nochmals um ½ 6 mit Miao, sie bekommt ein Büchlein samt eingehender Widmung, anschließend Gespräch im Uni-Cafe.

Um ½ 7 werde ich von Frau Zhang abgeholt; wir gehen zu einem Treffen mit den Redakteuren der neuen Zivilrechts-Zeitschrift. Unterwegs erzähle ich ihr alle möglichen Geschichten, die ich nicht mehr weiß, die sie aber unheimlich zum Lachen bringen; bei ihr ein eher ungewöhnlicher Vorgang. Das Gespräch in einer Runde zu sechst ist dann sehr nett. Am Ende wird beschlossen, dass ich bis März einen Aufsatz zum deutschen Schadensersatzrecht schreibe. So zieht man sich halt immer Arbeit an Land.

Am Mittwoch Fahrt zum Flughafen mit der Ebert-Stiftung, die zum gleichen Flieger zwei andere Referenten dorthin bringen muss und mich mitnimmt. Gute Stimmung. Auch Roland F. ist sicher, dass sich mein Besuch gelohnt hat und die Kooperation fortgesetzt wird.